

INTERVIEW MIT HANNAH RIEGER

„Es ist nie Zufall, Art Brut zu sammeln.“

Seit knapp 30 Jahren lebt Hannah Rieger in und mit der Art Brut. Über 500 Werke umfasst ihre Sammlung, die für die Österreicherin nicht bloß eine Frage der Leidenschaft, sondern vielmehr der Identität ist. Mit ihrem Projekt „Living in Art Brut“ will die ehemalige Bankmanagerin heute immer mehr Menschen für das Genre sensibilisieren und insbesondere weibliche Outsider Artists so aus der Stigmatisierung befreien. Im Interview erklärt sie warum Art Brut für sie etwas zu tief Sinnstiftendes ist.

Von Helen Hecker, Wien

Warum Art Brut? Was fasziniert Sie an dem Genre so sehr?

Na ja, die kurze Antwort ist: Ich habe mich 1980 bei einer Ausstellung im Museum des 20. Jahrhunderts in Wien in ein Bild von Oswald Tschirtner verliebt. Die Ausstellung war den beiden – man könnte sagen – Stars des Hauses der Künstler Gugging gewidmet war: Tschirtner und Johann Hauser. Ich war damals gerade 23 und hatte mein Studium der Ökonomie beendet. Es war also sozusagen eine Übergangszeit für mich, in der vielleicht das „Neue“ in die Welt kommen wollte. Das Bild von Tschirtner, mit dem Titel "Schneefall", befindet sich in der Sammlung von Jean Dubuffet in der Collection de l'Art Brut in Lausanne. Mich hatte es in seiner Reduktion und minimalistischen Bildsprache vom ersten Augenblick fasziniert und eine emotionale Resonanz hinterlassen. Zwar hatte ich mir damals den Katalog gekauft und mit Freunden darüber geredet, aber ich hätte nie geglaubt, dass daraus eine Sammlung werden würde.

Wie kam es dann dazu, dass aus der anfänglichen Faszination eine echte Sammelleidenschaft wurde?

Vier Jahre danach habe ich schließlich eine der besten Ausstellungen meines Lebens im Museum of Modern Art in New York besucht. Das Thema war "Primitivism in 20th Century Art" und dort gab es einen eigenen Bereich mit Dada und den Surrealisten. Da viele Surrealisten Kunst aus Psychiatrien gesammelt hatten, waren diese Zeichnungen – sozusagen als ihre "Quellen der Inspiration" – zusammen mit den Werken der berühmtesten Künstler des 20. Jahrhunderts ausgestellt. Das heißt, man konnte genau sehen, wodurch zum Beispiel ein Picasso inspiriert wurde. Irgendetwas muss dabei in meinem Kopf passiert sein, auch wenn mir das erst viele Jahre später, in der Reflexion, bewusst wurde. Ich hatte damals begriffen, dass dieser Tschirtner nicht nur in Österreich eine Besonderheit war sondern, dass er vielmehr Teil von einem großen Ganzen ist. Es ging um Kunst von Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen und von Ausgrenzung betroffen sind. Das war letztlich auch ein Teil meiner Lebensgeschichte.

Können Sie mir das genauer erklären?

Die Außenseiter-Thematik ist bei mir stark mit der Holocaust-Geschichte meiner Eltern verbunden. Mein Vater, der in der November Pogromnacht von 1938 verhaftet und nach Dachau deportiert wurde, hat das KZ nur überlebt, weil meine nicht-jüdische Mutter ihn gerettet hat. Ihre Geschichte, ist die Geschichte einer Heldin: Im Alter von gerade einmal 21 Jahren emigrierte sie nach dem Einmarsch Hitlers mutterseelenallein

nach England und erwirkte dort eine Bürgschaft für die Freilassung meines Vater. Erst kurz vor meiner Geburt, 20 Jahre später, sind meine Eltern schließlich aus dem englischen Exil nach Wien zurückgekehrt. Abgesehen davon war der Bruder meines Großvaters, Dr. Heinrich Rieger, ein berühmter Kunstsammler der Zwischenkriegszeit. Er besaß eine der bedeutendsten Sammlungen zeitgenössischer Kunst in Österreich, die auch rund 150 Werke von Egon Schiele beinhaltete. Bis heute versucht man diese zu rekonstruieren. Denn 1942 wurde mein Großonkel in Theresienstadt umgebracht und seine Frau kurze Zeit später in Auschwitz. Seine Sammlung wurde von den Nationalsozialisten beschlagnahmt und ist in aller Welt zerstreut.

Sind Sie somit in seine Fußstapfen getreten?

Ich trage bis heute den Namen Rieger und sogar die gleichen Initialen: H.R., wie Heinrich Rieger. Meine Eltern hatten zwar selbst nie Kunst gesammelt, aber eine große Nähe dazu. Am Wochenende verbrachte mein Vater viel Zeit bei seinem Onkel, in dessen Haus Künstler ein- und ausgingen. Onkel Heinrich war Zahnarzt und nahm für seine Dienste von vielen verarmten Künstlern statt Geld Zeichnungen als Bezahlung an. Bis auf die Toilette soll so alles mit Bildern zugestrichelt gewesen sein. Somit spielte in unserer Familie nicht nur die gesellschaftliche Marginalisierung eine wichtige Rolle, sondern Kunst im Allgemeinen.

Ab wann gilt man denn eigentlich, wie Sie und Ihr Großonkel, als echter Kunstsammler?

Als Sammler gilt eine Person erst, sobald sie mehr Werke besitzt, als sie diese überhaupt im eigenen Umfeld aufhängen oder präsentieren kann. Meine ersten beiden Art Brut Werke habe ich zum Beispiel in einer kleinen Galerie in Wien als bloße Gestaltungselemente für meine damalige Wohnung gekauft. Dann relativ rasch, habe ich immer mehr Werke erworben und da ich in Wien gelebt habe, war ich natürlich von Anfang an sehr mit dem österreichischen Art Brut-Modell Gugging verbunden.

Obwohl es in ihrer Familie die Nähe zu Kunst gab, ist es ja doch interessant, dass Sie sich von Anfang auf die Art Brut konzentrierten. Waren es die Geschichten der Grenzgänger*innen, welche Sie faszinierten oder eher etwas Emotionales, was die Bilder in ihnen freisetzten?

~~Also~~ Damals war das sicher etwas ganz Emotionales. Sozusagen die weibliche Seite in mir, die danach verlangte gehört zu werden. Vor allem beruflich lebte ich ein stark männliches Narrativ. Ich arbeitete in einer Bankengruppe, in der es kaum Frauen in den Führungspositionen gab und auch später war ich auf einem sehr männlichen Erfolgstrip unterwegs. Die Kunst aus Gugging repräsentierte hingegen eine emotionale, quasi weibliche Gegenwelt. Natürlich hätte ich dies anfangs nie so definiert. Aber Tatsache ist, dass ich gerade in einer meiner größten persönlichen Lebenskrisen mit Anfang 30 begonnen hatte, Art Brut zu kaufen. Heute würde ich sagen, dass ich davor identitätsmäßig nicht wusste, wer ich war, wie ich leben wollte, was meine eigenen Ziele sowie Werte waren und was ich dagegen von anderen übernommen hatte, beispielsweise von Autoritäten, wie meinem Vater oder meinem damaligen Ehemann. Ich denke es ist kein Zufall, dass ich mir offenbar unbewusst Künstlerinnen und Künstler ausgesucht hatte, die ich in ihrer jeweiligen Schicksalhaftigkeit sehr bewunderte und denen ich mit meinem Interesse und meiner Sammelleidenschaft eine Bühne des Respekts geben wollte. Es war also weniger das Vorbild des Sammlers Heinrich Rieger, das mich antrieb, sondern eher der ermordete Heinrich Rieger. Durch die Wertschätzung dieses Genres konnte ich symbolisch etwas für die Ermordeten und Ausgegrenzten in meiner Familie tun.

Würden Sie also sagen, dass die Leidenschaft für Art Brut auch immer einen ganz persönlichen Ursprung hat?

Ich habe in Paris einmal flüchtig einen der größten Art Brut Sammler der Welt, James Brett, kennengelernt. Dieser sagte zu mir: Es ist nie Zufall, dass man Art Brut sammelt. Und genau das würde ich auch unterstreichen. Ich glaube, dass die Leidenschaft für Art Brut oftmals etwas mit der eigenen Identität und Lebensgeschichte zu tun hat. Als ich 2018 die Webseite und Marke "Living in Art Brut" in die Welt brachte, war das auch eine Art persönliches Bekenntnis. Nämlich, dass ich mich in meinem gesamten Selbst und meiner Geborgenheit, aber auch in meinem Zukunftspotential ganz und gar dem Genre Art Brut verschrieben hatte. Insbesondere das "living in" im Namen will dies zum Ausdruck bringen. Art Brut ist Teil meines Lebens. Dass ich mich dann auch noch im Laufe der Jahre bewusst auf die Frauen als Künstlerinnen konzentriert habe, hat natürlich etwas mit meiner Identität als emanzipierte Frau zu tun.

Hat Ihnen die Art Brut geholfen, sich selbst besser zu verstehen? Also auch eine gewisse Nähe zur inneren Stimme wiederzufinden?

Ja, und außerdem konnte ich dank der Art Brut Kunst in meinem professionellen Leben integrieren. Ich bin in der Kunst ja sozusagen eine Autodidaktin. Ähnlich wie die Künstlerinnen und Künstler es sind. Aber ich habe immer versucht, beruflich eine Anbindung an die akademische zeitgenössische Kunst zu erwirken. Zum Beispiel durfte ich in der Bankengruppe, in der ich lange tätig war – mit viel Mühe und strategischen Tricks – die dort vorhandene Sammlung zeitgenössischer Kunst kuratieren. Durch diese Kombination von Wirtschaft sowie Kunst und als Frau habe ich es dann sogar geschafft zehn Jahre lang Universitätsrätin an der Universität für Angewandte Kunst in Wien zu werden und zu guter Letzt auch einige Jahre lang Aufsichtsrätin im Museumsquartier in Wien. Da habe ich natürlich unglaublich viel gelernt und war umso glücklicher, dass ich mich auf die Art Brut spezialisiert hatte.

Hat Art Brut rückblickend Ihr Leben also in einer gewissen Art und Weise verändert?

Glücklicherweise habe ich jetzt ein Alter, in dem ich mich bewusst auf mein Projekt Living in Art Brut konzentrieren kann und es mir neue Energie gibt. Ich habe die große Vision, oder besser gesagt Mission, immer mehr Menschen für dieses Genre zu begeistern, denn ich glaube, dass es etwas zutiefst Sinnstiftendes für unsere Gesellschaft sein kann. Und außerdem möchte ich Art Brut aus der Stigmatisierung befreien, denn davon sind wir noch weit entfernt. Insbesondere Frauen sind schon immer die Außenseiterinnen in der Außenseiterkunst gewesen.

Sie haben eine Sammlung, die rund 500 Art Brut Werke umfasst. Überwiegt dabei der Anteil weiblicher Künstlerinnen?

Nein, da ich lange Zeit stark auf Gugging fokussiert war und Gugging historisch gesehen ein Männer-Modell ist. Grund dafür: Leo Navratil, der Gründer des Hauses der Künstler in Gugging und Psychiater der ehemaligen Klinik hatte eine reine Männer-Abteilung geleitet. Damals gab es noch eine strenge Segregation zwischen Männern und Frauen in der Psychiatrie. Navratils Ehefrau, die ebenfalls Psychiaterin war, hatte ihn dann aber offenbar, auf einige wenige weibliche Künstlerinnen aufmerksam gemacht. In meiner Sammlung befinden sich drei Künstlerinnen aus Gugging: Zwei historische und die noch lebende Künstlerin Laila Bachtiar. Ihre Werke habe ich erst später mit viel Mühe erworben, als ich schon meinen Frauenschwerpunkt hatte.

Wie ist es denn dazu gekommen, dass Sie irgendwann in Ihrer Sammlung einen Schwerpunkt auf die weiblichen Künstlerinnen gelegt haben? Haben Sie das ganz bewusst entschieden?

Das erste Werk einer belgischen Künstlerin, Martha Grunenwaldt, habe ich durch Zufall erworben. Laila Bachtiar habe ich dagegen dank einer Publikation aus Gugging entdeckt. Da sie nicht vor Ort im Haus der Künstler lebt, sondern nur tagsüber ins Atelier nach Gugging kommt, habe ich sie anfangs vor allem in ihrem Werk kennengelernt und Jahre später dann persönlich. Von Beginn an hatte mich diese Künstlerin fasziniert und aus unseren Begegnungen hat sich eine besondere Beziehung entwickelt. Sukzessiv habe ich dann immer mehr Werke internationaler Künstlerinnen erworben, so zum Beispiel von bekannten Frauen wie Madge Gill. Als ich 2011 schließlich aus der Bankengruppe ausschied, beschloss ich, verstärkt der Art Brut zu widmen, weil ich glaube, dass dieses innovative Genre gesellschaftlich einen Unterschied macht. Folglich habe ich dann auch bewusst entschieden einen Schwerpunkt, auf die Frauen zu legen, weil ich das Gefühl hatte, dass diese bis dahin vernachlässigt wurden.

Wie macht sich dieser Schwerpunkt in Ihrer Arbeit bemerkbar?

Ich habe in meinem Leben mehrere auf rein weibliche Art Brut fokussierte Ausstellungen umgesetzt. Die erste war eine Ausstellung aus meiner eigenen Sammlung im Musée Arts et Marges in Brüssel 2018 mit dem Titel "Les Femmes dans l'Art Brut?" Das Fragezeichen im Titel machte damals schon in spielerischer Form auf die Problematik aufmerksam. Wobei wir noch nicht mutig genug waren, nur Frauen auszuwählen, sondern auch Werke mit Frauen-Darstellungen von männlichen Künstlern zeigten. Dann folgte mein bisher größtes Projekt: Die erste Gruppenausstellung weltweit, die ausschließlich Werke von Künstlerinnen der Art Brut im Kunstforum in Wien präsentierte. Ihr Titel "Flying high: Künstlerinnen der Art Brut". Zwar gab es bis dahin schon Ausstellungen, die sich einzelnen weiblichen Künstlerinnen gewidmet hatten, aber nie zuvor in einer solchen Breite. Wir zeigten insgesamt 93 Künstlerinnen aus über 30 Sammlungen weltweit.

Vor welchen Herausforderungen standen Sie, um diese Ausstellung umsetzen zu können?

Es dauerte Jahre, bis ich eine Frau – nämlich die Direktorin des Kunstforums Wien, Ingrid Brugger – überzeugen konnte, dass es so eine Ausstellung brauchte. In Gesprächen mit verschiedenen Leuten wurde mir immer wieder gesagt, dass ich verrückt wäre, weil das „Reverse Discrimination“ sei. Ich habe mich von solchen Kommentaren jedoch nicht einschüchtern lassen, da ich diese Art von Argumenten bereits kannte, vor allem vieler Männer. Das Argument „Es gibt nicht genug Frauen!“ hört man von Gegnern gern in jedem Bereich, egal ob es sich um Philosophinnen oder Wissenschaftlerinnen handelt. Aber da bin ich Feministin genug zu sagen: Das ist Diskriminierung! In der Art Brut lässt sich diese vor allem an zwei Aspekten festmachen. Zunächst die Beschäftigungsdiskriminierung, das heißt, Frauen werden nicht wahrgenommen und integriert, weil sie systematisch aus Sammlungen und Ausstellungen ausgeschlossen werden. Das andere Phänomen betrifft konkret den Markt bzw. die Preisgestaltung und kann als Einkommensdiskriminierung bezeichnet werden: Demnach erhalten Frauen im Vergleich zu den gleich berühmten Männern viel niedrigere Bewertungen. Dabei muss man betonen, dass langsam auch die Art Brut zu einem Big Business wird. Die Preise explodieren, weil sich der globale Kunstmarkt auch immer mehr der Außenseiterkunst bemächtigt. Seit der Biennale in Venedig 2013 gibt es einen neuen Trend und Outsider Art ist viel stärker in den Blickpunkt der Weltöffentlichkeit geraten. Als ich zum Beispiel 2019 das letzte Mal im Museum of Modern Art in New York war, konnte ich dort die Künstlerin Pearl Blauvelt, von der ich ebenfalls zwei Werke habe, in der Neuhängung sehen. Das heißt, dass nun auch große Museen einen Weg der Integration gehen. Was gut ist. Dennoch sind Frauen dabei diejenigen, die am wenigsten profitieren.

Wie wichtig ist Ihnen Emanzipation in Ihrem Leben gewesen?

Natürlich ganz wichtig! Bereits meine Mutter hat mir vorgelebt, was Emanzipation bedeutet. Deswegen hat auch mein Projekt einen emanzipatorischen Hintergrund. Ich finde es wichtig, als Frau gezielt Künstlerinnen zu unterstützen. Insbesondere gilt das für noch lebende Künstlerinnen, wie zum Beispiel Laila Bachtiar oder auch Julia Krause-Harder aus dem Atelier Goldstein in Frankfurt, die ich aktiv versuche zu fördern.

Ausblick in die Zukunft. Sie haben es ja vorhin schon angedeutet, dass die Art Brut sich wandelt, und auch Zugang zu Museen findet, wo es früher nicht möglich gewesen wäre. Wie sehen Sie die Zukunft und Ihre Rolle dabei?

In den letzten Jahren konnte ich mich persönlich nicht nur als Sammlerin, sondern auch als auch Kuratorin und „Art Brut Aktivistin“ beweisen. Und dann kam die Pandemie. Diese hat natürlich die ganze Kunstwelt sehr getroffen. Mein Wunsch für die Zukunft wäre daher bald erneut in einem Wiener Museum bei einer großen Art Brut Ausstellung mitzuwirken, die durchaus nicht nur auch Künstlerinnen, sondern auch Künstler präsentiert.